

Die Frau des Rentanten.

Kriminal-Roman von A. O. Klaußmann.

(19. Fortsetzung.)

Wenige Minuten nach ihrem Eintritt gewann George Miller das Bewußtsein in seinen Augen verrieth, daß er sie erkannte. Auf ihre zärtliche Frage nach seinem Befinden hatte er nur ein taumelndes Kopfschütteln; gleich darauf aber bewegten sich seine Lippen, als ob er ihm etwas sagen wollte, und als ob es ihm nur an Kraft gebrähe, sich verständlich zu machen. Hermine legte ihr Ohr fest an seinen Mund; aber auch jetzt noch währte es geraume Zeit, ehe es ihr gelungen war, ihn zu verstehen.

Und sie mochte das, was er ihr gesagt hatte, wohl für einen Ausfluß fieberhafter Geistesverwirrung halten, denn in jenem Tone, in dem man die thörichten Wünsche eines Kindes zu beschwichtigen pflegt, erwiderte sie: „Geh, George — beunruhige dich darum nicht! Ich werde jedenfalls Sorge tragen, daß man ihn nicht öffnet. Aber hast Du mir nicht vielleicht sonst irgend einen Auftrag zu geben?“ Er schlüßte wieder, und diesmal legte Hermine offenbar nicht den geringsten Zweifel an der Klarheit seines Verstandes. Sie nickte wiederholt zum Zeichen des Verständnisses und der Zustimmung, und ihr Gesicht zeigte jetzt einen viel weniger verzweifelten und unglücklichen Ausdruck als vorher. Den Verunglückten aber schien die Anstrengung des Sprechens ganz erschöpft zu haben. Denn er schloß schwer atmend die Augen.

Vollkommen apathisch blieb er dann auch alles mit sich geschehen, als bald nachher in Begleitung eines Arztes die Krankenträger aus dem Allerheilighospital erschienen und ihn mit der in ihrem schweren Berufe erworbenen Geschäftlichkeit für den Transport vorbereiteten. Er sprach nichts mehr und gab keinen Laut des Schmerzes von sich. Vielleicht auch hatte er schon wieder das Bewußtsein verloren, als man ihn an dem Ueberleger seines Unglücks, dem inzwischen wieder aufgerichteten alten Rassenstranke, vorübertrug.

Eine Stunde später hatte Frau Hermine Winter einen Besucher zu empfangen, an dessen Erscheinung sie während der letzten Wochen schon mehr als zur Genüge gewöhnt worden war.

Es war der Kriminalkommissar Neuburger, der sich durch das Dienstmädchen bei ihr melden ließ und deswegen ungewöhnlich ernste Miene sie zu einem Ausdruck schuldiger Mühsal auf ihr schweres Mißgeschick nahm. Das erste Wort des Beamten galt denn auch in der That dem Verunglückten. „Ich höre, daß Ihr Bruder das Opfer eines Unfalls geworden ist“, sagte er; aber er hielt es zu ihrem Erbarmen für überflüssig, irgend eine Phrase des Bedauerns hinzuzufügen, sondern fuhr statt dessen im trockenen amtlichen Tone fort: „Ich muß deshalb einige Fragen, die eigentlich ihm zuzudacht waren, zunächst an Sie richten. Eine wahrheitsgemäße Beantwortung kann ich Ihnen in Ihrem eigenen Interesse nur auf das allerdringendste empfehlen. Was wissen Sie also von der Beteiligung Ihres Bruders an dem hier verübten Rassenbetrug?“

Hermine harrete den Fragen den erst eine Sekunde lang verständnislos an; dann aber fuhr sie in flammender Entzündung empor: „Was soll das heißen, mein Herr? Mein unglücklicher Bruder sollte —“

„Bitte — ohne alle unnütze Aufregung, Frau Winter! Ihr Bruder hat heute einem hiesigen Rechtsanwalt als Kautions für die gewünschte Haftentlassung des Fräulein Martha Winter eine Summe von zehntausend Mark in Tausendmarkscheinen übergeben, die nach einem in unseren Händen befindlichen Nummerverzeichnis ohne allen Zweifel aus dem geraubten Tresor der Gläubigerschaft stammen. Seine Beteiligung an dem Diebstahl ist also für uns außer allem Zweifel, und es handelt sich nur noch darum, den Hergang der Ereignisse im einzelnen festzustellen. Je bereitwilliger Sie uns dazu beistehen, desto besser werden Sie Ihrem eigenen Vortheil dienen.“

Der Nachdruck seiner Rede und der Blick, mit dem er sie dabei anfaß, konnten Hermine nicht darüber im Zweifel lassen, daß sie für ihn ebenfalls eine Mitschuldige war, und sie fühlte sich plötzlich von einer unheimlichen Angst befallen, daß er vielleicht gekommen war, sie ebenso in das Geschehen abzuholen, wie sie ihre Schwägerin dahin hatte abführen lassen.

Und nicht diese Angst allein, sondern in nicht geringerem Maße eine Reue eiferfüchtiger Wuth wurde leitend für ihre Verhalte. Also das was Georges brüderliche Liebe, auf die sie so große Hoffnungen gesetzt hatte! Während er ihr mit feiner brutalen Aufrichtigkeit zu verstehen gab, daß sie sich nicht einem bedenklichen Altsen würde begnügen

müssen, eben hinreichend, ihr eine kümmerliche, arbeitsreiche Existenz zu ermöglichen, zögerte er keinen Augenblick, für jene andere eine Summe von zehntausend Mark gleichsam zum Fenster hinauszuwerfen! In diesem Augenblick war sie nicht sehr weit davon entfernt, auch ihn zu hassen. Und viel eifriger, als ob es ohne diesen letzten Beweggrund der Fall gewesen wäre, bemühte sie sich, jeden Verdacht einer bedenklichen Gemeinschaft mit ihm von sich abzuwälzen.

„Ich weiß nichts“, erklärte sie, „von der Betrug jener zehntausend Mark ebensovienig als von ihrer Herkunft. Und ich schwöre Ihnen, daß mir bis zu diesem Augenblick auch nicht die leiseste Vermuthung gekommen ist, mein Bruder könnte im Einverständnis mit meinem Manne gewesen sein. Aber ich halte es nicht für unmöglich — nachgerade bin ich dahin gelangt, auch das Tollste für möglich zu halten.“

„Sie wissen also nichts?“, fragte der Kommissar zornig. „Es ist Ihnen also auch nicht bekannt, weshalb Ihr Bruder seinerzeit nach Amerika ausgereist ist, und wie es um seine Vermögensverhältnisse bestellt war, als er zurückkam?“

„Er wanderte aus, weil er irgend eine Jugendthorheit begangen hatte, die mein Vater ihm nicht verzeihen wollte, und —“

„Könnte diese Jugendthorheit nicht vielleicht eine Wechselfälschung gewesen sein, Frau Winter?“

„Da Sie es wissen, weshalb fragen Sie mich danach? Ich kann Ihnen nichts Bestimmtes sagen; denn ich war ja damals noch ein Kind. Und was meines Bruders Vermögensverhältnisse bei seiner Rückkehr betrifft, so bin ich darüber ganz und gar nicht unterrichtet. Es scheint ja, daß er nicht unbemittelt ist; ich für meine Person aber habe jedenfalls von ihm noch nichts anderes als Versprechungen erhalten.“

„Ihr Bruder ist heute Morgen in Breslau eingetroffen und er hat sich direkt vom Bahnhof zu Ihnen begeben, sein Gepäck muß sich also in Ihrer Wohnung befinden. Kann ich es sehen?“

Hermine wollte hinausgehen, um die Handtasche zu holen, aber der Polizeibeamte hielt sie zurück. „Wir werden zusammen gehen, wenn es Ihnen genehm ist, Frau Winter! Aber zuvor möchte ich Sie noch einmal fragen, ob Sie mir wirklich gar keine bestimmte Angabe zu machen vermögen. Wenn Ihr Bruder Sie auch vielleicht nicht vorher zu seiner Vertrauten gemacht hat, so hat er Ihnen doch möglicherweise vor seiner Ueberführung in das Krankenhaus einen Hint gegeben oder einen Aufstich erteilt. Ich wiederhole, daß Sie mir nichts verschweigen dürfen, mag es Ihnen selbst auch noch so geringfügig und unbedeutend erscheinen.“

Unschlüssig zauderte Hermine noch eine Sekunde lang; dann aber sagte sie die Sorge um die eigene Sicherheit über alle ihre schwelstlichen Bedenken. „Ja, er hat mir einen Auftrag gegeben“, sagte sie, „aber ich glaube nicht, daß er in irgend welchem Zusammenhang stehen kann mit dem, was Sie ihm zur Last legen wollen. Denn mein Bruder beauftragte mich nur, dafür zu sorgen, daß der von ihm getaupte Geldschrank, durch den er so schwer zu Schaden gekommen ist, unter keinen Umständen in seiner Abwesenheit geöffnet werde.“

„So? Was das alles?“

„Ja, das heißt — nachher hat er mich noch, die beiden in seiner Handtasche befindlichen Schlüssel in sorgfältige Verwahrung zu nehmen, denn sie gehörten zu dem von ihm gemieteten Tresor in einer Berliner Bank, wo er eine größere Summe eigenen und fremden Geldes niedergelegt habe.“

„Kann ich denn, diese Mittheilungen wären wichtig genug. — Lassen Sie uns also gehen, diese inhaltreiche Handtasche etwas näher in Augenschein zu nehmen!“

Frau Hermine's Aufrichtigkeit hatte sie nicht vor dem gefährlichen Schicksal einer Verhaftung bewahren können. Und während sie vor dem Untersuchungsrichter wiederholte, mußte, was sie vorhin dem Kriminalkommissar gesagt, lehnte dieser in Begleitung eines rasch herbeigeholten Kunstschlossers und zweier Gehilfen nach dem Geschäftshause der Gläubigerschaft zurück. Denn der von dem Verunglückten mitten in seinen fürchterlichen Schmerzen ausgesprochenen Wunsch war natürlich Grund genug, an irgend einen Zusammenhang zwischen dem hier verübten Verbrechen und dem Kauf des alten Rassenstranke's zu denken. Vielleicht hatten die Diebe einen Theil ihrer Beute da drinnen verborgen, um sich dieselbe in dem Fall, daß sie jetzt ergriffen werden sollten, für die Zukunft zu sichern. Jedenfalls erschien eine sofortige Eröffnung des Tresors unter allen Umständen geboten, und der Kommissar ersuchte den Generaldirektor Hoff-

mann, dieser Prozedur, die im übrigen bei verschlossener Hausthür vor sich ging, als Zeuge beizumohnen.

Die an solche Verrichtungen gewöhnten Arbeiter hatten den Schlüsselkasten ohne große Mühe auf den Rücken gelegt, und der Kunstschlosser erklärte nach kurzer Unternehmung: „Es ist sehr solide, aber altmodische Arbeit, wie man sie vor ungefähr dreißig Jahren gemacht hat. Die Thür ist zum Schutz gegen die Feuergefahr, die bei einem Brande eindringen können, ganz luftdicht eingefügt. Und so ger das Schlüsselloch ist durch einen besonderen Riegel luftdicht gemacht. Wenn wir den erst beiseite gebracht haben, ist das übrige nur ein Kinderpiel.“

Er ging mit seinen Leuten ans Werk, und es gelang ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit, diesen Verschlussschloß durch vorsichtiges Anbohren von dem Schlüsselloch zu entfernen. Obwohl es sich um ein Kunstschloß handelte, das vor einigen Jahrzehnten seinen Verfertiger gewiß für den Gipfel der Vollkommenheit gegolten hatte, standen jetzt in der That der vollständigen Eröffnung des Schranke's keine nennenswerthen Hindernisse mehr entgegen. Ein aus mehreren starken Kupferdrähten zurechtgebogener Sperrhaken mußte die Stelle eines Nachschlüssels vertreten, und es bedurfte nur noch einer Bemühung von wenig Minuten, um mit Hilfe dieser Vorrichtung das Riegelgesperr aufzubrechen und zurückzuführen.

„So — das hätten wir geschafft“, sagte der Meister betrieblig, indem er sich den Schlüssel von der Stirn wusch. „Wenn es den Herren beliebt, können Sie jetzt die Thüren selbst öffnen.“

Von einer sehr begreiflichen Neugier getrieben, griffen der Polizeikommissar und der Generaldirektor gleichzeitig nach den Zugknöpfen der Thürflügel — und gleichzeitig prallten sie beide mit einem Ausruf des Entsetzens zurück. Ein starker, fast betäubender Geruch, der insofern wenig oder nichts von dem charakteristischen Geruch der Verwesung hatte, war ihnen entgegengeblasen, und sie hatten in das gelblich blaue, felsam schrumpfte Antlitz einer Leiche geblickt, die in dem alten Geldschrank wie in einem Sarge ruhte.

„Allmächtiger Gott — das ist ja Winter!“ rief der alte Herr, der sich auf einen der Schlossergefellen gestützt hatte, weil ihm im ersten Schrecken die Knie zu brechen drohten.

21. Kapitel.
Die Ärzte des Allerheilighospitals hatten den Zustand des verunglückten George Miller sogleich als einen vollkommen hoffnungslosen erkannt, und auch sie hatten sich demgemäß darauf beschränkt, zur Beseitigung seiner Qualen zu thun, was menschliche Wissenschaft noch dafür zu thun vermochte, während von allen zwecklosen und peinlichen größeren Eingriffen auf Anordnung des Chefarztes Abstand genommen werden sollte.

Vielleicht war es ihren Bemühungen zu verdanken, vielleicht war es auch ein letztes energisches Auflehnen der Lebenskraft gegen die drohende Vermeidung, daß sich am späten Nachmittage der Zustand des Verletzten erheblich zu bessern schien.

war ich beinahe ganz mittellos. Ich erfuhr, daß meine Schwester gut verheiratet sei, und setzte meine Hoffnungen darauf, von ihr das zur Verfügung eines kleinen Geschäftes erforderliche Geld zu erhalten. Aber schon die miltärische und zurückhaltende Art, wie sie sich hier auf dem Bahnhof empfing, raubten mir alle Illusionen. Ich sah, daß sie meine Absicht argwöhnte, und daß sie entschlossen war, die Erfüllung meiner Wünsche zu hintertreiben. Wahrscheinlich wäre ich gleich wieder abgereist, wenn ich nicht in meinem Schwager einen gutmüthigen und schwachen Menschen gefunden hätte, bei dem wohl auf die Gewährung eines Darlehens zu rechnen gewesen wäre, wenn es mir nur gelang, ihn hinter dem Rücken meiner Schwester darum anzusprechen. Dazu bot sich mir indessen während meines ersten Hierseins die gewünschte Gelegenheit nicht, und ich lehnte unverrichteter Dinge nach Berlin zurück. Daß ich dabei den Schlüssel zur Promenadenpforte mitnahm, geschah rein zufällig, und ohne jede Absicht. Mein Schwager hatte ihn mir eingehändigt, um mir eine ungenirte Heimkehr zur Nachzeit zu ermöglichen, so lange ich in dem Geschäftshause wohnte. Ich hatte ihn in der Tasche getragen und bei der Abfahrt einfach die Zurücklieferung vergessen. In Berlin litt ich immer empfindlich unter dem Geldmangel, der mich binnen allerzweifelnder Zeit geradezu dem Elend preisgegeben hätte, und da ich thatsächlich keinen anderen Rettungsweg mehr vor mir sah, verwendete ich am dreizehnten Juli fast das Letzte, das ich besaß, zu einer abermaligen Reise nach Breslau, von der ich die diesmal wohl einen besseren Erfolg versprechen durfte, da ich ja wußte, daß meine Schwester sich bereits in der Sommerfrische befand, und da ich somit ihren feindseligen Einfluß nicht mehr zu fürchten hatte. Dadurch, daß ich in Guben den Wagen verließ und durch einen Zufall die Wiederabfahrt veräumelte, kam ich in Breslau nicht, wie ich leibschäftig hatte, am Abend, sondern erst zwischen zwei und drei Uhr Morgens an. Trostlos betrachtete ich meinen Schwager, der mich umarmte, denn ich war ohne alles Gepäck und hatte nur noch ein paar Mark in der Tasche, so daß ich begrifflichweise Bedenken trug, mich um diese Zeit in einem Hotel zu melden. Auch erinnerte ich mich des Schlüssels zur Promenadenpforte, den ich ja noch immer in der Tasche hatte und der es mir ersparte, den Portier zu wecken. Mit den örtlichen Verhältnissen war ich von meiner vorausgegangenen Anwesenheit her auf das genaueste vertraut. Und als ich deshalb beim Betreten des Hofes ein paar Fenster im Erdgeschosse nach hell erleuchtet sah, zweifelte ich nicht, meinen unermühtlich fleißigen Schwager dort noch bei seiner Arbeit zu finden. Ich nahm meinen Weg durch die unverschlossene Hofthür zum Rassenzimmer, und nachdem ich zu meiner Verwunderung auf wiederholtes Klopfen keine Antwort erhielt, trat ich ein. Mein Schwager saß an seinem Schreibtisch, aber er hatte den Kopf auf die Arme gelegt und rührte sich ebenso wenig auf meine Anrede als auf ein ziemlich energisches Rütteln. Eine nähere Betrachtung überzeugte mich, daß er tot war. Und da ich ja wußte, daß der Arzt bei seinem schweren Herzleiden den baldigen Eintritt einer Katastrophe vorausgesagt hatte, wurde es mir sofort klar, daß er hier mitten in seiner einsamen nachtlagen Arbeit von einem Herzschlage ereilt worden sei. Ich war auf das äußerste bestürzt und eben im Begriff, Lärm zu schlagen, als mein Blick auf den offen stehenden Geldschrank fiel, und als mir blitzschnell der Gedanke kam, die Gelegenheit, die sich gleich günstig ja nie wieder darbieten würde, zu benutzen. Ich weiß kaum, woher ich die Muth und Ueberlegung genommen habe, diesen Gedanken mit so viel Umsicht und Gemächlichkeit zur Ausführung zu bringen. Genug aber, daß ich es that! Ich nahm alles baare Geld aus dem Tresor und ließ nur die Werthpapiere zurück, deren Besitz mir leicht hätte beschaffen werden können. Erst als ich schon im Begriff stand, mich mit dieser Beute zu entfernen, fiel die Idee in mir auf, daß es wahrscheinlich nur einer Befreiung der Leiche bedürfen würde, um den Verdacht der Rassenfraubation auf meinen Schwager zu lenken und mich vor jeder Verfolgung zu sichern. Zugleich entfiel mir auch der große alte Rassenstranke, den ich auf dem Wege zum Kauf angeboten hatte, und dessen Inneres Raum genug für die Aufnahme eines menschlichen Körpers gewährte. Ich wußte, daß sich der Schlüssel an dem im Tresor stehenden Bunde befand, und so schleppte ich die Leiche hinaus und brachte sie in dem Schranke unter, den ich sorgfältig wieder verschloß. Als ich den Todten nicht mehr vor Augen hatte, wurde es mir viel leichter, kaltblütig und mit ruhiger Ueberlegung mein Werk zu vollenden. Ich glaubte nichts versäumt zu haben, um den Anschein aufrecht zu erhalten, daß mein Schwager mit dem Inhalt des Rassenstranke's geflohen sei. Dann aber begab ich mich in die Wohnung meines Schwagers hinüber, einmal, um den Anschein zu erwecken, daß er sich dort in aller Eile die Abreise vorbereitete, und zweitens, weil

ich irgend eines Befählers zur Fortschaffung des Raubes bedurfte, der sich in den Taschen meines Kodes nicht unterbringen ließ. Der Zeitverlust hatte für mich keine Bedeutung, da ich ja doch erst den in einigen Stunden abgehenden Frühzug benutzen konnte, und das Wagniß war gering, weil ich wußte, daß meine Schwester ihr Dienstmädchen mit nach Spindelmühle genommen hatte, und irgend eine unliebbare Begegnung somit nicht zu befürchten stand. Nachdem ich mit dem am Bunde befindlichen Schlüssel die Korridorhür geöffnet hatte, ging ich durch alle Zimmer, um mich zu überzeugen, daß wirklich niemand anwesend war, dessen Aufseher mir später hätte verhängnißvoll werden können, rief dann geflüstert einige Unordnungen hervor, wie sie ein häufig Abreisender zu hinterlassen pflegt, holte mir den kleinen Handkoffer, dessen Aufbewahrungsort ich kannte, und füllte ihn mit einigen Kleidungs- und Wäscheutensilien meines Schwagers, wie er sie vermuthlich mitgenommen hätte. Dann zog ich seinen im Schranke hängenden Sommerpaletot über meinen einfachen Strahengang und verließ das Haus mit dem Grundstück auf dem nämlichen Wege, auf dem ich es betreten hatte. Da die Strafen um diese Zeit ganz menschenleer waren, glaubte ich nicht, von jemand bemerkt worden zu sein. Auch den Nachtwächter, dessen Aussage nachher sich so trefflich in meinen Plan einfügte, hatte ich nicht gesehen. Ich schlug zunächst die Richtung nach der Sandinsel ein, und als ich die Brücke überschritt, warf ich sämtliche Schlüssel, das große Rundschloß, als den einzigen Schlüssel für den Promenadenpforte, in die Ober. Dann begab ich mich in aller Gemächlichkeit zum Zentralbahnhof zurück, löste mir eine Fahrkarte nach Berlin und fuhr von dort nach kurzem Verweilen in meiner Wohnung weiter nach Hamburg, denn ich hatte angefangen, Gefallen an meinem verwegenen Plane zu finden, und ich arbeitete unablässig an seiner weiteren Ausgestaltung und mit dem erfindungsreichen Eifer des Dichters, der eine Romanidee ausspinnt. Daß man die Leiche in dem luftdicht verschlossenen alten Geldschranke nicht so bald auffinden würde, galt mir als gewiß. Da könnte sie möglicherweise zur Mumie geworden sein, ehe man sie eines Tages zufällig entdeckte. Aber wenn der Verdacht gegen meinen Schwager bis zur Gewißheit verstärkt werden sollte, mußte ihm notwendig noch weitere Nahrung gegeben werden, und das konnte nicht besser geschehen, als durch ein Zeugniß von des vermeintlichen Flüchtlings eigener Hand. Ich schrieb also von Hamburg aus jenen ersten Brief an den Generaldirektor Hoffmann. Und es kostete mich nicht zu viel Mühe, die Handschrift meines verstorbenen Schwagers nachzuahmen, da ich ein umfangreiches, ganz von seiner Hand geschriebenes Manuskript besaß, das er mir vor meiner Abreise von Breslau mit der Bitte um kritische Durchsicht eingehändigt hatte. Nur um das Manuskript aus meiner Wohnung zu holen, hatte ich den kurzen Aufenthalt in Berlin genommen. Und da ich in solchen Dingen nicht gerade ungeschickt bin, brauchte ich kaum mehr als eine Stunde, um den Abschiedsbrief des Flüchtlings zustande zu bringen.

„Daß ich bei alledem weder einen Mitschuldigen noch einen Mitwisser habe“, fuhr George Miller in seinen Belenntnissen fort, „brauche ich Ihnen nach dieser wahrheitsgemäßen Darstellung kaum noch zu sagen. Auch davon, daß schon ein anderer, ein arbeitsloser Stümper, mit einem Griff in den Geldschrank hinter dem Rücken des Todten zuvorgekommen war, ahnte ich selbstverständlich nicht, und es verurtheilt mich darum keinen

geringen Schreden, als mir der Rechtsanwalt Schröder heute erklärte, der Kassenbetrug sei gefunden. Natürlich ist es dieser hinüberbrannte Esel gewesen, der den Tausendmarkschein in den Schreibtisch der Martha Winter gelegt hat, und die Erzählung, die er davon wie von seinen Erlebnissen gegeben hat, ist jedenfalls buchstäblich wahr. Ich aber war gleich ihm in das Mädchen verliebt, und als ich aus einem Brief meiner Schwester, die ich — angeblich behufs besserer Wahrnehmung ihrer Interessen — um ausführliche Berichterstattung gebeten hatte, die Geschichte der Verhaftung von Martha Winter erfuhr, beschwor ich noch einmal den Geist des verstorbenen Winter aus seinem Grabe, um sie zu retten.“

Dieser zweite Brief, zu dessen Absendung ich abermals nach Hamburg fuhr, war ohne Zweifel eine ebenso große Derrücktheit als die Reise nach Breslau, die mich nicht mehr und nicht weniger als mein bißchen Leben kostete. Das kommt eben davon, wenn ein Mensch in meinen Jahren sich vom dem Bedanten an ein Frauenzimmer umnebeln läßt. Ich wollte dem Mädchen unter allen Umständen helfen, und ich hätte selber kein rechtes Vertrauen zu dem Erfolg des Winter'schen Briefes. Darum setzte ich alle Vorsicht beiseite und fuhr hierher.

Was sich dann seit meiner Ankunft in Breslau ereignet hat, ist Ihnen ja wahrscheinlich bereits bekannt. Ich kam durch einen wunderbaren Zufall eben zurecht, um den Verkauf des Schranke's mit der Leiche meines Schwagers an einen Händler zu verhandeln, indem ich seine Offerte überbot, aber ich hatte mich zu früh zu diesem gelungenen Coup beglückwünscht. Die zehntausend Mark, die ich dem Rechtsanwalt Schröder übergeben, hatten mich ja schon veranlaßt, noch ehe mich mein todter Schwager erschlug. Und da ich ohnedies fest entschlossen war, eine Entbedung und Verurtheilung nicht zu überleben, so betrachtete ich den Umwurf des Schranke's an Erbe mehr als ein glückliches, denn als ein unglückliches Unglück. Man wird in dem von mir gemieteten Tresor nach zu Berlin bei weitem den größten Theil der gestohlenen Summe finden, denn ich habe für meine eigene Person inzwischen kaum mehr als einige Hundert Mark verbraucht — und ich bin beiseite genug, — nicht einmal um ein anständiges Begräbniß auf Kosten der Gläubigerschaft zu bitten.“

(Schluß folgt.)

Hausfrau: „Seit ich Ihnen vorige Woche ein Stud Pie gab, schicken Sie regelmäßig auch Ihre Freunde zu mir.“ — Tramp: „Sie irren, Madam, das sind meine Feinde.“

Wie gute Zwecke gefördert werden können, erfährt man aus folgender Notiz in der Secunder (Zenn.) News: „In New Life gibt es Samstag ein Supper. Jeder sollte kommen! Das Supper hat einen guten Zweck, denn mit dem Erlös soll der Friedhof wieder in menschenwürdigen Zustand versetzt werden.“

Wilst Du erfahren, wie viel Tage es noch bis zu Weihnachten sind, so frage nur bei kleinen Kindern an.

Magabunden haben, sobald das Wetter anhaltend feucht und kalt wird, keine Scheu vor dem Arbeitshafe. Sie melden sich im Gegentheil freiwillig. In einem Polizeigericht in Denver fragte dieser Tage einer von den Vegetanten den Magistrat, ob er ihm eine Bitte vortragen dürfe. — „Gewährt.“ — „Dann möchte ich bitten, daß mich Euer Ehren schnell verurteilen, denn dann komme ich noch zum Mittagessen im Hause zurecht.“

Im Gifer.

Frau: „Deinen ganzen Anzug und die Tischdecke hast du voll Linte gespreiht!“

Schneidermeister: „Ja, dem Da von habe ich aber auch einen sadgroben Brief geschrieben.“



Frau: „Deinen ganzen Anzug und die Tischdecke hast du voll Linte gespreiht!“
Schneidermeister: „Ja, dem Da von habe ich aber auch einen sadgroben Brief geschrieben.“